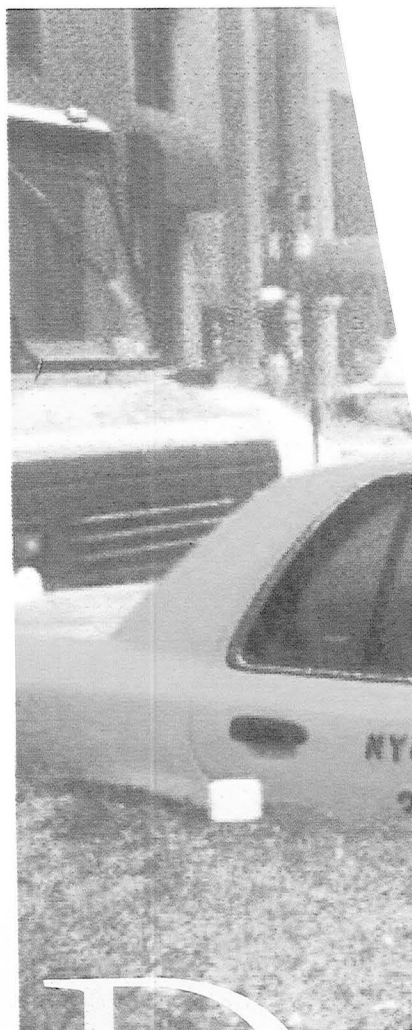


Mit uns die Sintflut



Das Grauen trägt kurze Hosen. Früher wäre das aufgrund der vielen Insekten eine unangenehme Angelegenheit gewesen, aber „jetzt, wo die Mehrzweckbomben die meisten Arten vernichtet oder

atomare Erstschat, mit dem das Gleichgewicht des Schreckens zusammenbricht. Während jedoch dieser Moment durch die globale Öffentlichkeit - die Militärstrategen beider Blöcke

gilt das für den biopolitischen Diskurs, der auf die Vorstellung einer nahenden Ressourcenknappheit zurückgeht. Horn verfolgt diese Vorstellung bis zu Thomas Melhus'

Imagination des Untergangs:

Szene aus Roland Emmerichs Blockbuster „The Day After Tomorrow“ von 2004

Fleischers „Soylent Green“ (1973) - ist die Zivilisation selbst bereits kanibalisches und beruht auf dem Opfer der Schwachen, der Alten, der Kranken, der Unrentablen, deren einziger

„nicht maaten, und die Vogel den Rest reich in Schach hielten, war es eine Freude mit bloßer Haut zu gehen“. Das Ich in Arno Schmidts 1960 erschienener Erzählung „Schwarze Spiegel“ ist allein auf der Welt, zumindest – wie es zunächst glaubt – allein in der Lüneburger Heide. Der Dritte Weltkrieg hat es übrig gelassen, und so streift es nun als pedalierter, mit Schnaps, Gewehr und Munition bewehrter Endzeit-Robinson durch die Landschaft und kommentiert den Stand der Dinge, also: das, was vom Menschen am Ende der Tage übrig bleibt.

Heraus kommt dabei vielleicht einer der großartigsten Texte der deutschen Nachkriegsliteratur, was an zwei Dingen liegt. Zum Ersten: Man darf einer Feierstunde des Schmidtschen Kynismus beiwohnen. Das Erzählen schreitet die Hinterlassenschaften der Menschheit – illustrierte, Telefonzentralen, Anwaltskanzleien, Lackschuhe – ab und würdigt sie ausführlich in ihrer Nichtswürdigkeit. In der menschenlosen Zukunft erscheinen sie als Exponate einer falschen Geschichte, deren Legitimation und Zusammenhänge ebenso zu verschwinden beginnen wie die Straßen, auf denen der letzte Mensch von Ortschaft zu Ortschaft radelt. Zum Zweiten: An die Stelle dieser falschen Geschichte tritt nun die posthumane Literatur. Gemeint ist damit kein Genre, sondern ein Zustand: Die Literatur ist nun kein Kulturträger mehr. Befreit hat man sie von der Last der Gesellschaft, zu deren Besserung und Aufklärung sie hätte beitragen sollen.

Erst jetzt wird sichtbar und sagbar, was das Pathos der Zivilisation unter sich begraben hatte. Und so kann man nicht nur mit Freuden daran gehen, sich in der ausgestorbenen Hamburger Universitätsbibliothek mit *Desiderata* einzudecken, um alles noch einmal neu zu lesen. Man kann auch im Triumphgefühl des Überlebenden höhnische Briefe an die verblichene Autor- bzw. Leserschaft schreiben und sich bei jedem leisen Anflug von Skrupeln mit der Einsicht befuehren, „ich kann *Alles* schreiben und rufen: ich bin ja allein!“ Tatsächlich ist der letzte Mensch dann doch nicht allein, wie er schon bald schmerzlich erfahren muss. Die Wahrheit ist, dass der letzte Mensch aber ohnehin niemals alleine bleibt. Vielmehr handelt es sich um eine Gestalt, die seit rund zweihundert Jahren mit uns lebt. Ihrer Geschichte hat die Wiener Germanistin Eva Horn nun ein Buch mit dem Titel „Zukunft als Katastrophe“ gewidmet, ein Buch, das sich mit Passion in die Widersprüchlichkeit stürzt, die auch Schmidts vom hämischen Furor erfüllten Radfahrer der Apokalypse umwittert.

Der „Doppelblick der Teilnahme und Reflexion“, das Paradox, einerseits selbst in den Untergang verwickelt zu sein und ihn andererseits zu beobachten, ist das wesentliche Charakteristikum eines Großteils der modernen Zukunftsfiktionen. Die Vision des letzten Menschen – im doppelten Wortsinne – steuert unser Verhältnis zu den kommenden Dingen. Sie fesselt unsere Vorstellungskraft an das aufziehende Ende der „Welt, wie wir sie kannten“, und zieht diese Vorstellung zugleich hinab in unsere Gegenwart. An die Stelle der Apokalypse, des „großen Knalls“, tritt dabei die ereignislose Katastrophe: Das Ende steckt



Warum denken wir die Zukunft eigentlich immer als Katastrophe? Ein Streifzug durch die Erzählungen vom letzten Menschen

• Philipp Theisohn

schon in der Welt, wie wir sie kennen. Unsere Aufgabe besteht darin, zu verhindern, dass es zum Ausbruch kommt. Dementsprechend begreifen wir unter „Zukunftsforschung“ vor allem eines: den Versuch, die katastrophischen Fäden rechtzeitig sichtbar zu machen und zu entwirren.

Geleistet werden kann dies aber – da sich das Weltende bedauerlicherweise nicht simulieren lässt – nur durch Erzählungen. Futurologie, das war und ist immer eine Disziplin der Erzähler gewesen; die Kunst, Szenarien zu ersinnen, in denen die „Tücke des Objekts“, das noch verborgene Potenzial der Dinge (und das heißt immer auch: ihr Gefahrenpotenzial) zum Vorschein kommt. Wir assoziieren solche Enthüllungprozesse heutzutage eher mit der Auswertung monumentaler Datenkomplexe durch Hochleistungsrechner. Schon Herman Kahn, der futurologische Großmeister des zwanzigsten Jahrhunderts, wusste indessen, dass es kein Computer mit der menschlichen Vorstellungskraft aufnehmen kann – vorausgesetzt, man stellt dieser die richtigen Fragen. Will man wissen, was die wahrscheinlichste aller Zukünfte ist, dann kann man durchaus bei den Rechnern bleiben. Nur wollen wir das eigentlich gar nicht wissen. Den Menschen der Katastrophenzeit interessiert vielmehr eines: Was geschieht eigentlich genau, wenn der Ernstfall eintritt? Im Horizont des Kalten Krieges, in dem Kahn argumentiert, ist dieser Ernstfall der

nicht ausgenommen – als „boomday“ periorresziert und somit der menschlichen Vorstellung entzogen wird, macht Kahn ihn als eine mögliche Zukunft lesbar. In „On Thermonuclear War“ (1960) räsoniert er recht ungerührt über strategisch hinnehmbare Todesopfer in Millionenhöhe, über die Dauer bis zur volkswirtschaftlichen und militärischen Regeneration nach einem Atomangriff und über den Verlauf der Weltkriege eins bis acht.

Für die meisten seiner Zeitgenossen wurde Kahn aufgrund seiner provokant ausgestellten Kaltherzigkeit zum Monster, dem man bestenfalls mit Mitteln der Satire noch beikommen konnte. (Und so wurde er auch zur Vorlage von Stanley Kubricks „Dr. Seilsam“.) Erst in der Rückschau lässt sich erkennen, dass dieses mitleidslose Ausbuchstabieren nuklearer Katastrophik im Grunde eine vitale Funktion für den psychischen Haushalt der Nachkriegsgesellschaften besessen hat. Benannt wurde hierdurch nämlich die Realität, die in den vorhandenen Waffensystemen angelegt war und die nur durch ihre Enttabuisierung affektiv wie politisch beherrschbar werden konnte.

Kahns Versuch, das Undenkbare zu denken, spielt in Horns kundiger Analyse der katastrophischen Zukunftserzählung eine tragende Rolle, insofern er die Mechanismen der Futurologie offen zutage treten lässt: Dort, wo der lineare Weltlauf ins Ungewisse abzustürzen droht, dort, wo es zu Emergenzen kommt – dort braucht es Bilder und Geschichten, die unsere bewährten Navigationssysteme erweitern und uns handeln lassen. Es gibt keine uninteressierte Zukunftsfiktion. Wer die Zukunft fingiert, will handeln. Schon immer

„Essay on the Principle of Population“ (1798) zurück; sie beobachtet, wie aus der Gegenüberstellung explodierender Bevölkerungszahlen und nur langsam ansteigender Ernteerträge sich die Hungersnot als konstitutives und detailliertes Szenario verfestigt. Vor diesem Hintergrund wird die Zukunft zum Ratgeber eines bereits in der Gegenwart zu bewerkstellenden Ausleseprozesses: Wer die Menschheit am Schrecken der Verknappung vorbeisteuern will, der muss direkten Zugriff auf ihren Fortpflanzungstrieb bekommen. Nicht jeder Mensch darf fortan geboren werden. Was noch schlimmer ist: Sind die Ressourcen erst einmal geschwunden, dann wird zu entscheiden sein, wer noch essen darf – und wer im Zweifel selbst gegessen wird.

Dass die Biopolitik der Katastrophe am Ende in den Kannibalismus münden muss, zeigen uns ihre jüngeren Inszenierungen, angefangen bei Cormac McCarthys Endzeit-Epos „Die Straße“ (2006) bis hin zur Verfilmung von David Mitchells Roman „Cloud Atlas“ (2012). Das Ethos dieser Zukunft ist unschwer zu entziffern: Unter der fragilen Schicht der Zivilisation bleibt der Mensch dem Menschen ein Wolf. Es bedarf aber gar nicht des Zusammenbruchs der Zivilisation, um diese Wahrheit wieder Wirklichkeit werden zu lassen. Im Zweifel – man denke nur an Richard



Eva Horn: **Zukunft als Katastrophe.** S. Fischer, Frankfurt/M. 474 S., 24,99 €.

Wert nur noch in der Biomasse besteht, die sie mit sich herumtragen.

Das eigentliche Faszinum des schwarzen Zukunft liegt dabei zweifellos in dem Umstand beschlossen, dass der in ihr sich öffnende Abgrund ein Abstraktum ist. Trefflich dokumentiert dies etwa die „Imaginationsgeschichte der Klimakatastrophe“, der Horn ein wunderbares Kapitel gewidmet hat. Im Gegensatz zum Wetter, dessen Katastrophen immer momenthaft gedeutet werden, ist der Wandel des Klimas ein Vorgang von monumentaler, da unsichtbarer Drastik. Was sich aus der Perspektive des Planeten als eine geringfügige Veränderung von Durchschnittswerten ausnimmt, erscheint aus der Perspektive des planetarischen Lebens als eine schleichende Totalannihilation. Die Sintflut

kommt nicht nach uns, sondern sie ist ständig mit uns. In unser Denken und Handeln einbezogen können wir sie aber nur über Erzählungen, die sich langsam zu Gemeinplätzen verdichten und die in ihrer Logik den Jahreszeiten folgen, tatsächlich aber viel größere (nämlich erdschichtliche) Zeiträume überblicken. Der Sommer des Menschen endet (sofern man ihn nicht in Treibhäuser und Klimakapseln einsperren kann), mit dem Herbst (dem wir etwa am Ende von Wells' „Zeitmaschine“ begegnen können) kommt die Kälte und der darauffolgende Winter wird ein ewiger sein – zumindest für uns, denn den Frühling, der einst kommen wird, erlebt unser Geschlecht nicht mehr. Wir selbst sind in dieser Geschichte nur ein Randgeschehen, vielleicht ein Kollateralschaden.

Wenn wir uns diese Zukunft dennoch im Stile von Roland Emmerichs „2012“ ausmalen, geschieht dies aus der Einsicht heraus, dass diese nachmenschliche Erzählung zugleich von uns abhängt, dass sie anthropogen ist und in unsere Verantwortung fällt. Auch eine entvölkerte Erde kann zeigen, was der Mensch in Wahrheit gewesen ist; es sind gerade die letzten Exemplare der Spezies, an denen sich der ultimative Befund erheben lässt. (Dass Horn mit „The Walking Dead“ die derzeit tiefgründigste filmische Reflexion dieses Szenarios überlegt, ist verzeihlich – gern gelesen hätte man's trotzdem.) Die Bilanz der letzten Überlebenden ist die unsere.

In der Fiktion des Weltuntergangs tritt der Mensch als austerbende Spezies unter uns. Von ihm erfahren wir, welcher Erzählung wir uns eigentlich verdanken, ob wir ein großer Schöpfungsgedanke waren oder doch nur eine bakterielle Infektion, von der sich die Erde gerade erholt. Soll man am Ende vielleicht noch einmal anfragen? Kommt nach der Kultur noch einmal etwas? Eine neue Stammesgemeinschaft der Verschonten wemöglich, wie sie George R. Stewarts Roman „Leben ohne Ende“ (1949) andenkt? Ein sympathischer Gedanke? Arno Schmidts letzter Mensch ist da anderer Meinung: „- ach, es war doch gut, dass Alle weg waren“.

ANZEIGE

»Ein fesselnder Thriller, ein unsagbares Verbrechen, eine essentielle Geschichte.« *John le Carré*

Thomas Harding erzählt das Leben zweier deutscher Zeitgenossen. Der eine ist Rudolf Höss, der andere Hardings Großonkel Hanns Alexander, der mit seiner Familie aus Deutschland hatte flüchten müssen und nach Kriegsende als Mitglied der britischen Armee den untergetauchten Kommandanten von Auschwitz aufspürte.

Ü: Michael Schwelien Deutsche Erstausgabe
Mit zahlreichem s.w. Abbildungen Hardcover
400 Seiten € 24,90
Auch als eBook erhältlich

www.dtv.de **dtv**

